

Münster, den 22. September 2011

Prof. Dr. Michael Krüger
Juniorprofessor Dr. Henk Erik Meier

**Zusammenfassung der Vorträge der Forschungsgruppe des Instituts für Sportwissenschaft
der WWU Münster im Rahmen der Veranstaltung**

**„Doping in Deutschland von 1950 bis heute aus historisch-soziologischer Sicht im Kontext
ethischer Legitimation“ – Präsentation von zweiten Zwischenergebnissen**

Im Mittelpunkt des Münsteraner Forschungsprojekts steht die Frage der Verflechtung sportlicher, politischer und sportpolitischer Interessen und Motive im Kontext der Dopinggeschichte in Westdeutschland und deren Rezeption in Leitmedien der Republik. Die öffentliche Debatte um Doping in Westdeutschland und deren Analyse nimmt einen großen Raum in unseren Forschungen ein und wird in gesonderten Vorträgen von Prof. Meier und Frau Rose dargestellt. Sie zeigen letztlich, dass und in welchem Umfang die deutsche Öffentlichkeit über Doping Bescheid wusste oder wissen konnte, über welche Fälle überhaupt berichtet und wie darüber diskutiert wurde, welches Problembewusstsein herrschte und wie in diesem Diskurs argumentiert wurde. Von besonderem Interesse war dabei die ethisch-moralische Bewertung von Doping in der deutschen Medienöffentlichkeit.

Nachdem im ersten Projektabschnitt herausgearbeitet wurde, dass in der Zeit nach der Gründung der Bundesrepublik in den 1950er Jahren und zu Beginn der 1960er Jahre Doping in Sport, Politik und Gesellschaft zwar bekannt war, aber nicht als ein Problem wahrgenommen wurde, das man als besonders relevant ansah, änderte sich dies in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre und dann vor allem im Kontext der Olympischen Spiele von 1972 und 1976 grundlegend.

Wir haben diese beiden Ereignisse herausgegriffen, weil an ihnen der Wandel von Struktur und Idee des Sports der 1970er Jahre besonders deutlich wird, und zwar nicht nur mit dem Blick auf die deutsche, sondern auch auf die internationale Sport- und damit auch Dopingentwicklung, die zunehmend miteinander verwoben sind. Dies gilt ganz besonders für die Olympischen Spiele von München im Jahr 1972, wo sich 36 Jahre nach den Spielen von Berlin 1936 die Bundesrepublik Deutschland und ihr Sport als besonders modern,

fortschrittlich, kreativ und innovativ präsentieren wollte – eben ganz anders bzw. als das genaue Gegenteil dessen, was die Welt von den Berliner Spielen von 1936 noch in Erinnerung hatte. Insbesondere wollten die Organisatoren demonstrieren, dass der Sport in Westdeutschland frei und unabhängig von der Politik ist und sich nicht politisch instrumentalisieren lässt, wie dies in der DDR der Fall war. Die Mannschaft der DDR trat ausgerechnet in München zum ersten Mal mit eigener Fahne und Hymne bei Olympischen Spielen in Erscheinung, und war darüber hinaus politisch, sportlich und medizinisch hoch gerüstet. Die Konkurrenz zur DDR war ohne Zweifel ein wesentlicher Faktor in der Entwicklung des Sports generell und des Dopings speziell im westdeutschen Sport.

In der Vorbereitung, Durchführung und Folge der Olympischen Spiele von München 1972 wurden die Strukturen geschaffen, in denen sich der westdeutsche Sport zumindest bis 1990, im Prinzip aber bis heute bewegt, einschließlich des Dopings. Wesentlich ist die schrittweise Abkehr von der Idee des autonomen, ehrenamtlich geführten Sports. Das gilt zumindest für den Bereich des Leistungs- und Spitzensports, dem zunehmend eine wesentliche Funktion für die staatliche und nationale Repräsentanz zugesprochen wurde. Der Staat wurde zum maßgeblichen Akteur im Sportgeschehen. Er finanziert mit Ausnahme weniger Berufssportarten im Wesentlichen den Spitzensport. Im Sport wurden Institutionen geschaffen, die eine effektivere Sportförderung und wissenschaftliche Begleitung ermöglichten: Der Bundesausschuss für Leistungssport (BAL) und das Bundesinstitut für Sportwissenschaft (BISp) sind zwei wichtige Beispiele. Bundestrainer wurden angestellt, Leistungszentren gegründet und die sportmedizinische Versorgung und Begleitung der Athleten verbessert.

Von einer verbesserten und teuren Sportförderung wurde allerdings auch erwartet, dass die westdeutschen Athleten in der Weltspitze und vor allem gegenüber den Konkurrenten aus der DDR bestehen konnten. Die Vergabe öffentlicher Mittel wurde an das Kriterium Endkampfchance geknüpft – eine für die Dopingentwicklung wesentliche Entscheidung; denn wie sollten saubere Athleten in Sportarten international konkurrenzfähig sein, in denen zu dieser Zeit fast flächendeckend gedopt wurde.

Für die Entwicklung des Leistungs- und Spitzensports war wesentlich, dass in Anlehnung bzw. nach dem Vorbild der DDR versucht wurde, den Sport zu modernisieren. Mit diesem Begriff

haben die britischen Historiker Young und Schiller die Rolle und Funktion der Spiele von München generell charakterisiert: „The 1972 Munich Olympics and the Making of Modern Germany“ (2010). Für unser Thema heißt dies: Der deutsche Sport – Ost wie West – war im modernen, internationalen, aber eben auch gedopten Sport angekommen bzw. spielte sogar eine Vorreiterrolle dabei. Diese Vorreiterrolle galt aber insbesondere für das geheime, jedoch in bestimmten Kreisen des Sports in den Grundzügen bekannte, systematische Staatsdoping in der DDR. Doping ist die Schattenseite der Modernisierung des Sports; oder bezogen auf die „heiteren Spiele“ von München, ihre ernste und traurige Realität.

Die 1970er Jahre können als das Jahrzehnt der anabolen Steroide gesehen werden, wie Kollege Spitzer und viele andere Experten herausgearbeitet haben. Dies hatte weitreichende Folgen für die Praxis des Dopings, weil erstmals Substanzen Verbreitung fanden, die, anders als Amphetamine, die in den 1950er und 1960er Jahren kurzfristig zur Leistungssteigerung in einem bzw. für einen Wettkampf eingenommen wurden, langfristig und in weit höherem Maße als Amphetamine körpverändernd wirken. Diese Entwicklung hatte zudem große Auswirkungen auf Anti-Doping. Gegen Ende der 1960er Jahre wurden erste übergreifende Maßnahmen seitens der Sportverbände und einzelner Regierungen ergriffen, um aktiv Doping zu bekämpfen. Man wollte der Verbreitung des Dopings einen Riegel vorschieben und hatte die Hoffnung, mit diesen Maßnahmen das Dopingproblem im Sport zu lösen. Die Verbreitung anaboler Steroide stellte Anti-Doping nunmehr vor neue Probleme. Wie beim Aufkommen der Stimulanzien mussten neue Testverfahren zum Nachweis der verbotenen, leistungssteigernden Mittel entwickelt werden, aber die Problematik der Bekämpfung anaboler Steroide erweiterte sich durch den Umstand, dass die Steroide im Training und damit außerhalb des unmittelbaren Zugriffs vor dem bzw. während des Wettkampfs eingenommen wurden – dies stellte z.B. die 1969 durch das IOC verabschiedete Praxis eines Tests ausschließlich im direkten Umfeld der Olympischen Spiele in Frage.

Anabolika flossen vereinzelt bereits ab den 1950er Jahren in den Spitzensport ein und verbreiteten sich im Laufe der 1960er und 1970er Jahre in die kraft- und schnellkraftorientierten Sportarten und Disziplinen bei den Männern und dann auch bei den Frauen. Trainer, Ärzte und Funktionäre waren an dieser Verbreitung aktiv und passiv beteiligt. Im Vorfeld der Spiele von Montreal wurden sie vom IOC aufgrund der neuen

Nachweismöglichkeiten auf die Liste der verbotenen Substanzen gesetzt und waren damit bei den Spielen eindeutig verboten. Dadurch, dass sie jedoch nur im Wettkampf kontrolliert wurden und Anabolika bei rechtzeitigem Absetzen nicht mehr nachweisbar waren, blieben sie im Prinzip unkontrollierbar.

Die von wissenschaftlichen Fachdiskussionen unbeeindruckte Zunahme der Nutzung von Steroiden führte zu der von zahlreichen Athleten wie auch vielen Trainern offen geäußerten Auffassung, eine Einnahme sei im Grunde unabdingbar, um im Wettkampf bestehen zu können. Diese zumindest bis zum offiziellen Verbot seitens des IOC und der Einführung von Testverfahren Mitte der 1970er Jahre durchaus offen geführte Diskussion erlebte ihren ersten Höhepunkt im Umfeld der Olympischen Spiele 1972, als sich sowohl vor als auch nach den Spielen zahlreiche Sportler wie Trainer gegenüber den Medien zu Wort meldeten und ihrer Überzeugung Ausdruck verliehen, ein erfolgreiches Agieren im internationalen Wettkampfsport sei ohne anabole Steroide nicht oder kaum mehr möglich.

Für die nationale Sportpolitik des Westens, allen voran die der USA, offenbarte sich ein schwer lösbares Dilemma: Auf der einen Seite konnte und wollte man den kommunistischen Staaten nicht den Sieg auf dem Sportfeld überlassen, auf der anderen Seiten sah man sich genötigt, Doping sowohl aus gesundheitlich-medizinischer als auch moralisch-ethischer Sicht zu bekämpfen, wollte man sich als demokratisch legitimierter, um das Wohl seiner Bürger besorgter Staat von den undemokratischen Strukturen der östlichen Blockstaaten absetzen. Die Folge war eine überaus ambivalente, nach außen hin bekämpfende, nach innen auf der Jagd nach Medaillen oftmals aktiv oder zumindest durch Nichtbeachtung passiv unterstützende Politik. Das Auftreten der DDR als sportpolitische Großmacht, die nicht nur für die westlichen Staaten, sondern auch für die UdSSR zum ernsthaften Konkurrenten wurde, forcierte diese Entwicklung. Die sportlichen Erfolge der DDR in ausgewählten, medaillenträchtigen olympischen Sportarten, die in keinem Verhältnis zur Größe des Landes und dessen Einwohnerzahl standen, belegten für die sportliche Konkurrenz in Ost und West die Effizienz eines staatlich organisierten, zentralisierten Sportsystems, zu dem auch die systematische, staatlich verordnete und kontrollierte Vergabe von Dopingmitteln gehörte. Darüber wusste man allerdings außerhalb eingeweihter Kreise in der DDR nicht genau Bescheid bzw. es fehlten konkrete und stichhaltige Belege. Erst die Berichte

„republikflüchtiger“ Athleten und Ärzte in den 1970er Jahren brachten mehr Licht in dieses Dunkel und regten gleichzeitig zur Nachahmung an. Allerdings waren sowohl Wissen als auch Handeln auf den verschiedenen Ebenen – aktive Sportler, Trainer, Betreuer, Ärzte, Funktionäre, Politiker – und in verschiedenen Sportarten unterschiedlich ausgeprägt.

Die Olympischen Spiele von München waren aus deutscher Sicht nach der Fußball-WM 1954 das international herausragendste Sportereignis der Nachkriegszeit. Sie gingen einher mit einer verstärkten Politisierung im Sinne eines über den Sport hinaus wirksamen nationalen Wettstreites der Nationen. Nicht zuletzt diese herausgehobene Position der Olympischen Spiele führte dazu, dass das IOC zum zentralen Akteur im Anti-Doping wurde, dessen Anti-Doping-Politik das gesamte Anti-Doping-Geschehen in den 1970er Jahren prägte. Dazu gehören allerdings auch und besonders die Irrtümer und Fehler, auf die in jüngeren Veröffentlichungen etwa Thomas Hunt (2011) und Paul Dimeo (2007) hingewiesen haben. Mehr oder weniger gezwungen begannen die meisten internationalen Sportverbände – einige bereitwillig dem IOC die Initiative überlassend, andere eher widerstrebend –, sich in ihren Anti-Dopingmaßnahmen denen des IOC anzupassen – ein Prozess, der sich über die gesamten 1970er und auch noch die 1980er Jahre hinzog und von Konflikten und Kontroversen begleitet war.

In München 1972 wurde aber auch ein wichtiger Schritt in Richtung Anti-Doping getan. Das Organisationskomitee der Spiele finanzierte aus den Zuschüssen der öffentlichen Hand die Dopingtests in München in der Verantwortung deutscher Sportärzte. Damit konnte man sich international als Musterknabe der olympischen Familie profilieren. Aus den Hinterlassenschaften des Labors von München legitimierten die deutschen Sportärzte schließlich das 1974 gegründete westdeutsche Doping-Kontrolllabor in Köln unter Leitung von Manfred Donike. In seiner Gründung spiegelte sich auch der Glaube, dass man dem Doping in erster Linie mit einer verbesserten Kontroll- und Analysepraxis Herr werden könne.

Im Zusammenhang der Olympischen Spiele in Montreal 1976 wurde offensichtlich, in welchem Ausmaß in bestimmten Sportarten und Disziplinen ethisch bedenkliche und verbotene leistungssteigernde Maßnahmen angewendet wurden. Die Verabreichung von „Vitaminspritzen“ sowie ein dubioses Experiment des Deutschen Schwimm-Verbandes (DSV), bei dem Sportlern zur Verbesserung der Wasserlage Luft in den Darm gepumpt wurde, verweisen auf die Suche nach Mitteln, die nicht explizit auf der Dopingliste standen und sich daher implizit als legitim deuten ließen.

Die „Aktion Luftklistier“ muss als ein Versuch des DSV gesehen werden, mit Hilfe einer erfolgsversprechenden Innovation den Vorsprung der übermächtigen Konkurrenz aus dem Osten auszugleichen. Ebenso ist Doping mit Anabolika in erster Linie als *Nachteilsvermeidungsstrategie* zu deuten, um vor dem Hintergrund der weiten Verbreitung im internationalen Spitzensport Chancengleichheit herzustellen. Die deutlich erhöhte Systematik, mit der dabei vorgegangen wurde, verweist auf strukturelle Veränderungen innerhalb des westdeutschen Sportsystems seit der Mitte der 1960er Jahre, welche die sportliche Spitzenleistung zu einem Produkt kollektiver Anstrengungen unter der Beteiligung zahlreicher Akteure werden ließ. Die massiv gestiegene staatliche Sportförderung bedeutete auch, dass der Staat bzw. das für den Spitzensport und die Spitzensportförderung zuständige Bundesinnenministerium und die verantwortlichen Bundespolitiker Verantwortung für den Spitzensport trugen und mit den fraglichen Vorgängen in Verbindung gebracht wurden. Andererseits erwuchs dem Staat durch die Sportförderung ein potenzielles Instrument, um auf den Sport zur Forcierung von Anti-Doping einzuwirken.

Die durch das Dopingproblem verursachte moralische Krise des Leistungs- und Spitzensports erforderte eine Problembewältigung auf mehreren Ebenen. Die Bundesregierung machte ihr finanzielles Engagement im Spitzensport zwar durch die Verankerung von entsprechenden Regelungen formal stärker von Anti-Doping abhängig, in der Praxis spielte dieses Kriterium jedoch kaum eine Rolle. Dies galt in gleichem Maße auch in anderen westlichen Ländern. Die fehlende Implementierung von Anti-Dopingmaßnahmen in den Verbänden sowie deren mangelnde praktische Umsetzung wurde so finanziell niemals zu einem nachteiligen Faktor für die Sportverbände, im Gegenteil: Durch die strukturelle Verankerung des Leistungsprinzips mit Ausrichtung auf das internationale Leistungsniveau zählten für die

Vergabe von Mitteln in erster Linie sportliche Erfolge, die in bestimmten Sportarten und Disziplinen kaum ohne Doping zu erreichen waren.

Auf der Ebene von DSB und NOK wurde zur Problembewältigung eine Kommission eingesetzt, welche zu einer klaren Ablehnung jeglicher pharmakologischer Leistungssteigerung kam. Im Unterschied zu den Rahmenrichtlinien von 1970 wurden 1977 Anabolika in die Liste der verbotenen Substanzen aufgenommen, und es wurden nun auch Trainingskontrollen verankert. Zum ersten Mal wurde Doping nicht mehr nur als individuelles, sondern als ein strukturelles Problem des Sports erkannt. Die konkreten Einsichten, Forderungen und Konsequenzen dienten jedoch in erster Linie dazu, den Spitzensport weiterhin als ein förderungswürdiges Gut zu legitimieren. Sie fügten sich in die sportpolitische Leitlinie seit Mitte der 1960er Jahre ein, sportliche Höchstleistungen mit strukturellen Maßnahmen, die der Staat finanzieren sollte, zu fördern, um mit besonderem Blick auf die DDR international konkurrenzfähig zu bleiben. Die Herstellung von Konkurrenzfähigkeit und Chancengleichheit über finanzielle und strukturelle Maßnahmen zur Leistungssteigerung auf legitimen Wege wurde im Zusammenhang mit Doping als Maßnahmen zur Anreiznivellierung gedeutet und so als entscheidender Teil von Anti-Doping ausgewiesen. Die Dopingproblematik wurde so von einem Problem, das die Sportförderung des Staates ursprünglich massiv in Frage stellte, zu einem Legitimationsinstrument für die Einforderung weiterer Mittel zur Leistungssteigerung der eigenen Athleten. Diese Anti-Dopingpolitik war wenig geeignet, weil die wesentlichen Dopinganreize wie Nominierungsrichtlinien und Mittelvergabe in der Praxis von Anti-Doping unabhängig blieben. Vielmehr vollzog sich eher eine Anpassung an das DDR-Spitzensportsystem. So wurden Strukturen geschaffen, die lange Zeit wirksam waren bzw. immer noch wirksam sind. Die Zahl der Dopingkontrollen bei Wettkämpfen verdoppelte sich zwar beinahe von 1977 auf 1978. Die Zahlen waren danach jedoch bis zu Beginn der 1980er Jahre wieder rückläufig. Wettkampfkontrollen stellen zudem keine adäquate Form der Kontrolle von Anabolika dar. Von einer wirksamen Kontrolle dieser Substanzen kann erst mit der allmählichen Einführung von Trainingskontrollen gesprochen werden, welche trotz ihrer Verankerung in den Rahmenrichtlinien von 1977 erst Ende der 1980er Jahre eingeführt und letztlich erst mit der Gründung der WADA umfassend umzusetzen versucht wurden; d.h., mit erheblicher

zeitlicher Verzögerung, verglichen mit dem Zeitpunkt ihrer Verbreitung, des Verbots und der technischen Nachweismöglichkeiten. Dies stellte allerdings keine nationale Besonderheit dar, sondern zeigt sich auch international.

Der Dopingdiskurs der 1970er und 1980er Jahre

Die quantitative Analyse des Dopingdiskurses in den beiden Wochenpublikationen *ZEIT* und *Spiegel* in den 1970er und 1980er Jahren veranschaulicht, dass sich die Aufmerksamkeit und das Bewusstsein für die Verbreitung des Dopings im modernen Hochleistungssport deutlich verstärkt haben. Mehr Sportarten werden in Verbindung mit Doping gebracht, zugleich treten Dopinginnovationen und damit das technologische Rennen zwischen Dopingpraktiken und Dopingbekämpfung stärker ins öffentliche Bewusstsein. Doping gilt zunehmend als massenhaft im Spitzensport verbreitet und als inhärentes Merkmal und Ergebnis einer enthemmten Leistungsorientierung innerhalb des Hochleistungssports. Dabei kann von einer Verharmlosung des Dopings zumindest durch *ZEIT* und *Spiegel* nicht gesprochen werden. Der Verweis auf Gesundheitsgefahren stellt das wichtigste Ideenelement im Diskurs dar.

Athleten, Sportfunktionäre und Sportmediziner gelten als zentrale Akteure beim Doping und werden zunehmend negativ bewertet, wobei insbesondere die Reputation der Sportfunktionäre ersichtlich leidet. Der dramatischen Problemdiagnose ungeachtet fällt auf, dass nur wenige Forderungen an eine Anti-Dopingpolitik gerichtet werden.

Die Analyse von Schlüsseltexten der 1970er und 1980er Jahre macht deutlich, dass der sportmedizinische Fortschritt in den 1970er Jahren als Teil des Dopingproblems wahrgenommen wird. Der Verweis auf ethisch bedenkliche sportmedizinische Praktiken und die „Verwissenschaftlichung“ des Dopings gehört zum Standardrepertoire der Schlüsseltexte. Ohne genauere quantitative Belege gilt Doping als sich epidemisch ausbreitendes Phänomen im Hochleistungssport. Die Verwendung von Metaphern wie „Seuche“, „Sucht“ und „Kettenreaktion“ zeigt an, dass die Mechanismen des Dopingphänomens als strukturelle Zwänge interpretiert werden. Dementsprechend werden die Athleten gern als risikobereite, wenig reflektierte Opfer von Systemzwängen charakterisiert.

Die DDR wird in den 1970er Jahren als Vorreiter sowohl der Verwissenschaftlichung des Leistungssports als auch des Dopings dargestellt, wobei die Charakterisierungen zwischen Verurteilung und Faszination schwanken. Daher kann es nicht verwundern, dass die Politisierung des Hochleistungssports bzw. die Blockkonfrontation als zentrale Erklärung des Dopings gilt. Während Doping moralisch verurteilt wird, beruhen die Wertungen der Autoren auf durchaus unterschiedlichen ethischen Argumenten. Dies verdankt sich nicht zuletzt einer Unsicherheit über die gesundheitlichen Auswirkungen des Dopings. Während Körperveränderungen, insbesondere die Virilisierung von Athleten, einen *Topos* der Berichterstattung darstellen, wird erwartet, dass Gesundheitsrisiken wissenschaftlich beherrschbar sind.

In den 1980er Jahren gerät der Spitzensport auf Grund des Dopingphänomens in eine zunehmende Legitimationskrise. Einerseits wird weiterhin von einer flächendeckenden Verbreitung des Dopings im Spitzensport ausgegangen, wobei angenommen wird, dass der Technologiewettlauf zwischen Doping und Anti-Doping, d.h. die Verwissenschaftlichung des Dopings, die Umgehung von Verboten und Testverfahren ermöglicht. Andererseits wird in den 1980er Jahren in bis dahin ungewohnter Schärfe das Versagen bzw. die Scheinheiligkeit der Sportfunktionäre kritisiert. Diese Kritik trifft nunmehr auch deutsche Sportverbände und -funktionäre. Doping wird also klar als Problem des bundesdeutschen Sports erkannt, der sich den Zwängen des internationalen Spitzensports beugt, aber eine „Heuchelshow“ präsentiert.

In den 1980er Jahren tritt die Politisierung des Sports als Ursachenerklärung für Doping in den Hintergrund. Doping wird nun eher als Ergebnis einer enthemmten Leistungsorientierung innerhalb des kommerzialisierten Hochleistungssports begriffen. Mit dieser Ursachenerklärung wird freilich das Dopingphänomen wiederum generalisiert, weil es nicht mehr als Kennzeichen des Ostblock-, sondern des Spitzensports allgemein gilt.

Moralisch besteht zweifellos ein Konsens, dass Doping wegen der Gesundheitsgefährdungen und der Verstöße gegen das Fairnessgebot abzulehnen ist. Im Gegensatz zu den 1970er Jahren findet sich in den Zeitungstexten allerdings zunehmend eine grundsätzliche Ablehnung des Spitzensports, dessen Leistungsanforderungen tendenziell als inhuman charakterisiert werden, weil sie ohne pharmakologische Hilfe unerfüllbar seien.

Insoweit sollte es nicht überraschen, dass insbesondere der *Spiegel* mit Akteuren sympathisiert, die sich diesen Leistungszwängen verweigern und die internationale Wettbewerbsfähigkeit für irrelevant erklären. Allerdings setzt der *Spiegel* auch Hoffnungen auf die Einführung von Trainingskontrollen. Ende der 1980er Jahre überwiegt jedoch wieder ein resignativer Tenor. Das Dopingphänomen wird für unlösbar erklärt.

Insgesamt finden sich in der untersuchten Periode eine dramatische Problemdiagnose sowie klare ethische Verurteilungen des Dopingphänomens auf der einen Seite, aber auch widersprüchliche Ursachenerklärungen und eine resignative Bewertung von Handlungsoptionen auf der anderen Seite.

Die öffentliche Debatte über Dopingskandale

In einer weiteren Medien-Studie wurde die Rezeption von Dopingskandalen in der Bundesrepublik Deutschland untersucht. Grundüberlegung ist, dass Skandale „Fenster zur sozialen Ordnung“ darstellen und es erlauben, ethische Normen in einem konkreten gesellschaftlichen Kontext zu analysieren. Untersucht wurden dabei für die 1950er Jahre die Suspendierung des Sportmediziners Martin Brustmann auf Grund von Vorwürfen des negativen Dopings im Jahr 1952, für die 1960er Jahre der Tod des Berufsboxers Jupp Elze im Jahr 1968, für die 1970er Jahre die positive Wettkampfkontrolle der ostdeutschen Kugelstoßerin Ilona Slupianek im Jahr 1977 sowie für die 1980er Jahre der Tod der deutschen Siebenkämpferin Birgit Dressel im Jahr 1987.

Wie die Rezeption des Fall Brustmanns durch die untersuchten Zeitungstexte zeigt, ist Doping zwar normativ negativ besetzt und wird als ehrenrührig empfunden. Es gilt aber noch nicht als ein dem Spitzensport inhärentes Phänomen. In keinem Zeitungsartikel findet eine detailliertere Auseinandersetzung mit den schwierigen Abgrenzungsproblemen bei der Dopingdefinition statt. Stattdessen zeigen sich die Kommentare unsicher über die Qualifizierung des Gebrauchs von pharmazeutischen Präparaten im Leistungssport.

Der Fall Jupp Elze (1968) wird in der bundesdeutschen Presse als Tragödie und Zäsur für das Profiboxen begriffen, die nach allgemeiner Auffassung sportpolitische Reaktionen zum besseren Gesundheitsschutz der Boxer erforderlich machen. Ebenso einhellig wird Doping im

Sport als gesundheitsgefährdend abgelehnt. In den Qualitätszeitungen werden kommerzielle Interessen für gesundheitsgefährdende Praktiken im Profisport verantwortlich gemacht. Insoweit entsprechen die dort vertretenen Positionen dem sportpolitischen Mainstream der Nachkriegszeit, der ein Bild vom Sport als zweckfreiem Spiels zeichnete. In den beiden Boulevardzeitungen findet sich diese prinzipielle Ablehnung des Profisports nicht. Allerdings tritt die *Bild*-Zeitung als diejenige Publikation auf, die sich am stärksten für einen besseren Gesundheitsschutz für Profiboxer und für ein striktes Dopingverbot – einschließlich staatlicher Strafverfolgung – ausspricht.

Obwohl der Dopingfall Ilona Slupianek von den bundesdeutschen Medien als „Sensation“ wahrgenommen wird, erfährt er nur ein begrenztes Medieninteresse und wird nicht zum Anlass einer Generalabrechnung mit dem dopingbelasteten Leistungssportsystem der DDR gemacht. Stattdessen wird der Fall in die anhaltende Anabolika-Debatte in den 1970er Jahren eingeordnet. Ursächlich dafür ist die in FAZ und SZ geäußerte Einsicht in die flächendeckende Verbreitung des Anabolika-Dopings, die sich nicht auf den Ostblock beschränke. Der Umstand, dass eine absolute Spitzenathletin des Dopings überführt wurde, wird von FAZ und SZ nicht nur als Beleg für die Verbreitung des Anabolika-Dopings, sondern auch als Hinweis auf die Verbesserungswürdigkeit des Kontrollsystems gedeutet. Dabei sprechen sich sowohl FAZ als auch SZ für eine Ausweitung der Dopingsanktionen auf das Unterstützernetzwerk dopender Athleten aus.

Der Tod Birgit Dressels (1987) wird ebenso wie der Tod Jupp Elzes als Tragödie und Zäsur in der bundesdeutschen Presse wahrgenommen. Allerdings wird der deutsche Spitzensport nach dem Tod Dressels nicht im gleichen Maße grundsätzlich in Frage gestellt wie das deutsche Profiboxen nach Elzes Tod. Auffallend ist auch das große Vertrauen der Zeitungen in die Darstellungen der Beteiligten und die Bereitschaft, den Zurückweisungen der Dopingverdächtigungen Glauben zu schenken. Es wäre also verfehlt, den hier untersuchten Publikationen ein „generalisiertes Misstrauen“ gegenüber dem Spitzensport, seinen Athleten, Ärzten und Funktionären, zu attestieren. Stattdessen erfreute sich der organisierte Sport während des Falls Dressels (noch) einer erheblichen Glaubwürdigkeit.

Der Fall Dressel belegt nach Darstellung der Zeitungen somit nicht grundsätzliche Mängel im Hochleistungssport, sondern nur in der unprofessionellen sportmedizinischen Betreuung der

bundesdeutschen Spitzenathleten. So ist im Hinblick auf die ethischen Maßstäbe festzuhalten, dass der Fall Dressel kaum grundsätzliche Kritik an der intensiven Medikamentierung von Spitzenathleten provozierte. Die Zwänge des modernen Spitzensports scheinen im Sinne einer Wettbewerbsfähigkeit bundesdeutscher Athleten akzeptiert worden zu sein.

Hinsichtlich der historischen Unterschiede in der Wahrnehmung und Bewertung von Dopingpraktiken ist festzuhalten, dass sich im Zeitverlauf kein konsistentes Muster ergibt. Es hat zwar den Anschein, dass in den 1950er und 1960er Jahren Doping nicht als allgemeines Problem *des Sports* wahrgenommen wird, während die Rezeption des Dopingfalls Slupianek – auf dem Höhepunkt der anhaltenden Anabolikadebatte – den Schluss nahelegt, dass Doping zumindest in den 1970er Jahren als inhärentes Phänomen des Leistungssports begriffen wird. Die Rezeption des Fall Dressels scheint dagegen zu belegen, dass in der veröffentlichten Meinung der bundesdeutsche Sport Ende der 1980er Jahre weiterhin nicht als stark dopingbelastet gilt.

Hinsichtlich der ethischen Bewertung des Dopings bestätigt diese Untersuchung den Befund, dass Doping zu allen Untersuchungszeitpunkten normativ negativ besetzt ist und insoweit ein moralischer Konsens besteht, selbst wenn – wie in den 1950er Jahren – unklar bleibt, welche konkreten sportmedizinischen Praktiken als Doping einzustufen sind und welche nicht. Während im Fall Brustmann der Gebrauch von „Aufbaupräparaten“ noch kritisch beäugt wird, macht die Rezeption des Falls Dressels deutlich, dass der medizinisch intensiv betreute Athlet Ende der 1980er Jahre grundsätzlich als *normal* gilt und gesellschaftlich akzeptiert ist. Insoweit trifft die Medikalisierung des modernen Hochleistungssports nicht mehr auf prinzipielle gesellschaftliche Widerstände.